

Peter-Cornelius Haßmann

Eine phantastische Welt



Breugels Sprichwörter

Zum Geleit

Die Analyse eines so bekannten und bereits vielfach gedeuteten Bildes stellt eine besondere Herausforderung dar, gilt es doch, auf vertrauten Pfaden wandeln zu müssen und trotzdem zu einem eigenständigen Urteil kommen zu wollen.

Breugels Sprichwörterbild ist ein beliebter Tummelplatz für Kunsthistoriker. Das liegt zum einen an den vielen ungelösten Rätseln, zum anderen an der Detailfülle, die sich erst dem zweiten Blick erschließt.

Das Herantasten an diese Breugelsche Tafel erfolgte in den vergangenen Jahrhunderten in kleinen Portionen, oft mit trippelnden Schritten, wobei dem vorhandenen Wissensstand jeweils nur Körnchen von eigener Eingebung hinzugefügt wurden.

So schälte sich ein Bestand von knapp 120 Sprichwörtern heraus, der als Kanon Gültigkeit erlangte und auch für die Zukunft als unantastbar angesehen wird.

Wenn ich es dennoch wage, diese zögerlichen Ansätze zu durchbrechen, indem ich die Analyse vertiefe und im Ergebnis die Zahl der Sprichwörter auf 300 anhebe, dann müssen für dieses Vorgehen triftige Gründe sprechen.

An äußeren Argumenten nenne ich die inzwischen gewachsenen Erkenntnisse im Bereich der Psychologie, die eine spezielle Untersuchung lohnen. Auch die umfangreichen Sammlungen von Sprichwörtern ermöglichen Querverbindungen zu anderen Kulturen, was sich auf die Bilanz auswirkt.

Mai 2017



Die Narren bekommen die besten Karten.

Alle Trümpe in der Hand haben.

Er hat eine Perle in der Krone.

Er scheißt auf die Welt.

Die verkehrte Welt.

Der gescheite Narr

Ein Doppelfenster mit roh gezimmerten Läden ist der Schauplatz von *Kartenspiel* und *Kartenlist*. Auf der linken Fensterbank hockt ein farbenprächtiger Narr, den Steiß obszön über die Brüstung gelehnt. Der junge Mensch hat sich ein vierfarbiges Hütchen, gekrönt von Perle oder Ei, keck aufs Köpfchen gesetzt. Er trägt eine Jacke in warmem Ockerrot, auf die in Schulterhöhe eine Bordüre aus aneinandergereihten Münzen gestickt ist. Darunter steckt ein grünes Hemd, wiederum eine Schicht tiefer ein weißes Unterhemd, das nach dem eiligen Abstreifen seiner Hose unordentlich flattert. Die Entkleidung zum Zwecke des Scheißens hat spektakuläre Folgen: die Gesäßbacken werden sichtbar, die Exkreme verlassenen ihren sicheren Hort in Richtung Weltkugel, die als Beleg für die „verkehrte Welt“ ihr Kreuz nach unten gerichtet hat. Befestigt auf einer Holzkonstruktion wirkt sie wie ein Wirtshaus-Schild. Ihre Farbe entspricht der Bläue unseres ‚blauen Planeten‘ – vom Mond her betrachtet und hebt sich vom Schmutzig-Gelb der verwahrlosten Hauswand augenfällig ab. Der Narr trägt eine schwarze Tasche, die von seiner Schulter baumelt und wohl den Spielgewinn aufnehmen soll. Sie ist schon gut gefüllt.

Seine Physiognomie wirkt sympathisch, er hat aufmerksame Augen, ein energisches Kinn, eine ausgeprägte Nase und ist seinen Kontrahenten in allen Belangen überlegen.



Sie haben einander an der Nase.

Jemanden nastühren.

Wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte.

Ein doppeltes Spiel treiben.

Ein abgekartetes Spiel treiben.

Die beiden Falschspieler

Die beiden Männer, in der dunklen Stube miteinander rangelnd, sind deutlich älter als der Narr, insbesondere der linke. Der zieht in Abwehrhaltung seinen Kopf zurück, kann aber nicht verhindern, vom anderen an der Nase gegriffen zu werden. Er wiederum fasst seinen Widersacher ebenfalls an der Nase; infolge dieser wechselseitigen Attacken verlieren die beiden die Kontrolle über den Karenstapel, so dass der Narr frei agieren kann.

Auffallend ist die matte Färbung von Kleidung und Gesichtern der beiden Gauner, wobei der dunkel gekleidete nur schemenhaft auftaucht. Wie immer bei Breugel sind die Hände sorgfältig ausmodelliert.



Sie kann sogar den Teufel aufs Kissen binden.

**Das war die beste Grete, die man fand,
die den Teufel aufs Kissen band.**

Die Teufelsbezwingerin

Über dem Teufel kniet eine Frau von hässlichem Aussehen, deren schmales triumphierendes Gesicht von einem wehenden Kopftuch umschlossen ist. Über ihrem dunklen Rock trägt sie eine grüne Schürze aus kräftigem fellartigem Stoff, darüber ein rotes ärmellanges Hemd. Ihre Miene drückt Zufriedenheit aus, die Mundwinkel sind als sichtbarer Beweis hochgezogen; der Kopf ruht in fast aussichtslosem Winkel auf ihrer Schulter. Die Knebelung des Teufels hat sie gerade beendet, die beiden Arme sind drohend auf ihren Widersacher gerichtet, der sich jedoch, wie es scheint, in sein Schicksal ergeben hat.



Sie trägt Feuer in der einen, Wasser in der anderen Hand.

**In der einen Hand trag ich Feuer und in der anderen Wasser,
ich halte meinen Mund mit Schnattern und Gequasser.**

Es weiß die linke Hand nicht, was die rechte tut.

Jemanden in die Zange nehmen.

Die Feuer- und Wasserträgerin

Eine Frau läuft ins Bild, sie ist eine der wenigen sich bewegendenden Personen, (die meisten Figuren stehen, sitzen oder knien.) Sie geht gebeugt, die Schulter zur Seite des Wasserkübels abgesenkt; ihr Kopf schließt sich dieser Neigung zwangsläufig an. Sie ist hell gekleidet: pinkfarbene Schürze über einem allerdings dunkelgrauen Rock, gelbe enganliegende Jacke und weißes Kopftuch, das um ihr Kinn gebunden ist.

In ihrer Rechten trägt sie mit einer Fassklemme ein glühendes Kohlenstück so dicht am Körper, dass die Schürze anzubrennen droht. Rauchschwaden kräuseln sich darüber. Der Kübel in ihrer Linken ist schon vom Material her schwer, hier zusätzlich, der Redensart entsprechend, mit Wasser gefüllt. Ihre verhärmte Miene verrät diese Belastung, der Blick ist irgendwie leer. Die Leibeswölbung könnte auf eine Schwangerschaft hinweisen. Die dargestellte Doppelzüngigkeit lässt sich nur an den Gegenständen, nicht am Verhalten der Frau ablesen.



Sie hängt ihrem Mann den blauen Mantel um.

**Ich stecke mich unter die blaue Hucke,
noch größer mein Verruf, je mehr ich mich ducke.**

Die ungetreue Schöne

An zentraler Stelle, eingeschlossen von Tieren und Menschen, aber ohne Bezug zu ihnen, steht ein Paar in den auffälligen Farben Blau und Rot, die nach der Farbsymbolik Falschheit und Leidenschaft personifizieren.

Es ist ein ungleiches Paar. Eine ungewöhnlich schöne junge Frau im hellweinroten fließenden Gewand hält ihren Gatten liebevoll umfassen. Auf den ersten Blick ist es die wohltuende Geste einer Frau, die mit leicht gesenktem Köpfchen und zugleich mit Unschuldsmiene ihren Platz einnimmt. Ein zarter Schleier umspielt ihr Haar und schwingt nach hinten pittoresk aus. Ihr tiefdekolletiertes Kleid wird durch einen hauchfein eingepassten Schal für das prüfende Auge züchtiger, es bleibt aber die erotische Ausstrahlung, ihr wohl bewusst, erhalten. Ihre Gestalt ist nicht nur üppig gewandet, sondern auch üppig geformt. Die Augen blicken mädchenhaft – und doch trügt dieser Schein! Die energisch geformte Stirn verrät hochfliegende Träume, nach unten zu wird das Gesicht spitzer, mit einem angedeuteten Doppelkinn, das auf Beeinflussbarkeit schließen lässt. Das spitze Ohr ist mit Vorbedacht von Haaren freigehalten, es drückt Schläue aus. Die Augen schließlich signalisieren nur vordergründig Wohlwollen, der schiefe Mund lässt nichts Gutes ahnen. Im Widerspruch dazu steht die beschwichtigende Gestik der Hände, die dem Ehemann Hingabe verspricht.



Im Mantel den Kopf verhüllen.

Am Stock gehen.

Der gehörnte Alte

Ihr Partner ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: es ist ein hochbetagter Mann, wohl mehr als doppelt so alt wie die Schöne (vielleicht 70 Jahre gegenüber ihren 30 Jahren). Eine Mesalliance par excellence! Bekleidet ist er mit einem dunkellila Mantel, hellen Strümpfen und klobigen Schuhen, die im Vergleich zu denen der meisten anderen Männer eine kleine Umschlagfalte als einzigen Schmuck aufweisen. Über dieses unscheinbare Kleidungsstück ist ihm ein türkisblauer dünnhäutiger zweiter Mantel gelegt, der nach vorne offen als glatte Bahn herunterfällt, oben jedoch über Hinterkopf, Ohren und Stirn gezogen ist und als Besonderheit in eine Art Scheuklappe ausläuft, so dass der Blick verstellt ist – ganz im Sinne seiner Dame. Diese Schirmmütze bietet dank ihrer Konstruktion eine gewisse Versteifung, die verhindert, dass der Schnabelfortsatz über die Augen fällt. Der Alte scheint dieser für ihn unwürdigen Stätte entfliehen zu wollen. Er hat sich bereits von seiner ihn körperlich überragenden Gattin abgewendet, einen Stock ergriffen, den ihm aufgenötigten blauen Mantel wie einen Vorhang festgezurrert und seinen Marsch mit einem erstaunlich weiten Ausfallschritt begonnen. Die Augen hält er gezwungenermaßen gesenkt, die kräftige Nase betont den zahnlosen Mund, der schmerzlich verkniffen ist. Für die ungetreue Ehefrau hat er keinen Blick übrig.

Die Diskrepanz dieser Szene besteht in der Unvereinbarkeit ihres Ablaufs: die in sich ruhende Frau und der dynamisch auschreitende Mann verbinden sich nicht zu einem logischen Bild. Die gleichzeitige Bewegungslosigkeit und Fortbewegung ist unreal – und vielleicht deshalb so aufregend.



Er fällt durch den Korb.

Er schwebt zwischen Himmel und Erde.

Seine Blöße nicht verbergen können.

Sich eine Blöße geben.

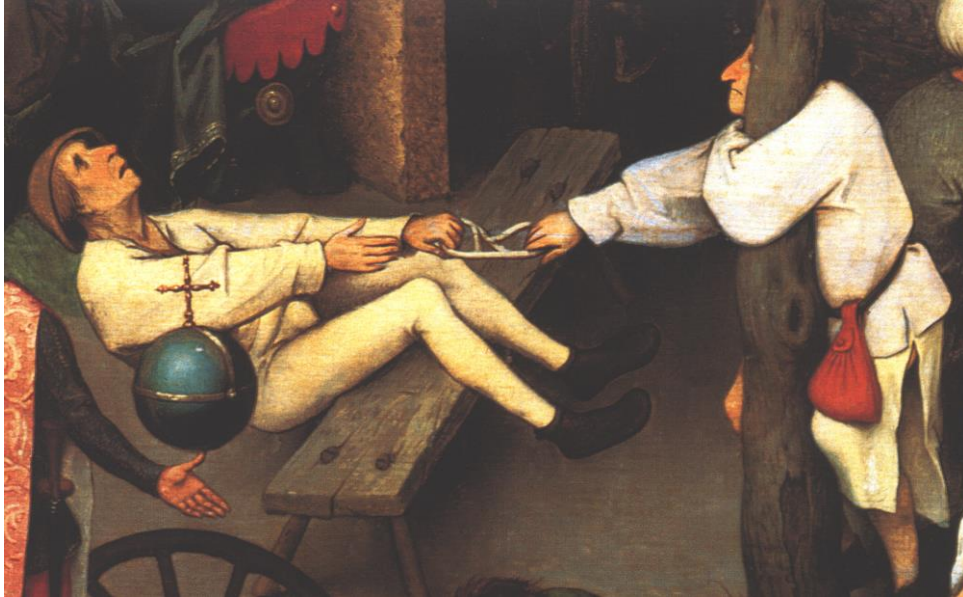
Sich einen weißen Fuß bei jemandem machen.

Einem eine lange Nase machen.

Der durch den Korb Gefallene

Ein Mann in misslicher Lage, eingeklemmt in einen Korb, der unten aufgesprungen ist, weil er das Gewicht des Mannes nicht aushielt. Peinlich ist das zur Seite verschobene Hemd, so dass der Steiß frei nach unten durchhängt. Warum keine Hose getragen wird, bleibt offen. Die ebenfalls nackten Füße ragen hilflos in die Höhe, der linke ist deutlich weiß gemalt. Der Ort dieser Episode: über dem Ofen an unnatürlicher Stelle, - der Korb ist mit einer roten Kordel am Dachgiebel befestigt. Die Hand macht einem Unbekannten eine ‚lange Nase‘. Der ältliche Mann hat ein wegen des fliehenden Kinns hässliches Profil; dazu kommt ein welker und faltiger Teint, der das matte Auge und die Hakennase in ein ungünstiges Licht rückt.

Die Szene illustriert Misserfolg und Reinfall.



Sie ziehen ums längste.

Den kürzeren ziehen.

Des Menschen Leben ist Streit.

Das ungleiche Duell

Eine Szene, die *prima vista* Empörung auslöst, ein Duell der üblen Art. Einer der beiden Duellanten, ein muskulöser Mann mittleren Alters, ist ein Betrüger; er umfasst einen kräftigen Baumstamm, der zugleich als Eckpfeiler des Ofenhauses dient. Es scheint sich um einen echten Baum zu handeln, der von seinen Zweigen befreit ist. Dafür sprechen der Graswuchs am Fuße und die Position des Baumes an architektonisch abwegiger Stelle, so dass die Konstruktion des Hauses schief geraten ist. Diesen Baum missbraucht der Betrüger für einen sicheren Halt.



Er kann nicht von einem Brot zum anderen gelangen.

Auf die lange Bank schieben.

Er hat zu kurze Arme.

Der Brotfasser

Eine lange Bank, aus zwei Brettern gefügt und auf divergierenden Füßen ruhend, trennt den Laternenträger von einem anderen Mann, obwohl deren Köpfe oberhalb und unterhalb der Planken nur eine geringe Distanz zueinander haben. Ein junger Mann steht gebückt über ihr und versucht mit letztverfügbarer Streckung seiner Arme ein Sprichwort nachzuspielen. Natürlich ist es ihm bei der Lage der Brote nicht möglich, beide gleichzeitig zu fassen. Immerhin hält er mit seiner linken Hand einen Brotlaib sicher an der ihm abgewandten Seite fest, versucht also nicht, durch die Verlagerung seines Körpers beide Laibe nur zu berühren; das wäre ja auch keine reelle Auslegung der Redensart, nach der er nicht von einem Brot zum anderen reichen kann.

Während der *eine* Brotlaib außen auf einem Holzpflöck ruht, hat jemand den *anderen* mit Vorbedacht auf die äußerste Kante der Bank postiert. So wird diese Szene zum Symbol des nutzlosen Aufbegehrens gegen ein Schicksal. Nutzlos liegt auch die Hacke ohne Stiel vor den Augen des Brotfassers, während das Beilchen darunter funktionsfähig ist.

Die einfarbige helle Kleidung des Mannes könnte in der Taille vom Hemd in eine Hose münden; hier hat Breugel die Proportionen in ihrer Verkürzung besonders schön getroffen. Das Gesicht gehört zu einem jungen Menschen, dessen rostbraune Kappe über den Wangenknochen ausläuft, dabei Nase, Mund und Auge freilässt. Die einmal geäußerte Ansicht, der junge Mann würde durch den Spalt zwischen den Brettern auf seinen Nachbarn unter sich blicken, ist nicht haltbar: das linke Auge liegt deutlich außerhalb dieses Spaltes. Sehr schön ist auch wieder die ausgestreckte Hand mit den feinen langen Fingern, die leicht gespreizt sich deutlich vom Daumen abheben, dargestellt.



Er hängt den Mantel nach dem Wind.

**Ich bin ein Wie's beliebt und so gesinnt,
dass ich den Mantel immer hänge nach dem Wind.**

Glück, Menschen und Wind drehen sich geschwind.

Der Opportunist

Auf den Zinnen des Wehrturmes sitzt ein junger Mann recht unbequem, mit dem Gesäß über der Vertiefung zwischen zwei Zinnen, so dass die scharfen Kanten bald Irritationen auslösen werden. Vielleicht will er mit der gewählten Position der Gefahr eines Absturzes vorbeugen, der an dieser exponierten Stelle zweifellos droht. Die leichte Neigung nach vorn erfordert ein solides Gefühl für Balance. Ein pechschwarzes Tuch flattert im Winde, es herrscht eine ziemliche Brise hier, zumindest eine stärkere als weiter hinten, wo die Rauchwolken nur allmählich abdriften. Der junge Mann lässt seinen Kopf auf die Schulter fallen und schaut dem Treiben auf dem Fluss zu, wobei er sich mit einer Hand auf der Eckzinne abstützt. Sein dunkelrotes Wams hebt sich gegen den hellblauen Himmel ab, dazu trägt er eine blaue Hose, eine braune Kappe und Stulpenstiefel. Er hält das Tuch nahe dem Zipfelende fest; dieses Tuch ist größer als ein Bettlaken und undefinierbar hinsichtlich seiner Bestimmung; es ist kein Fähnchen, auch kein Mantel – und somit nicht in Übereinstimmung mit dem Sprichwort.



Alleiner Hühner wegen können die Gänse barfuß gehen.

**Bin ich zum Gänsehüten nicht berufen,
so laß ich Gänse Gänse sein.**

Wer weiß, warum die Gänse barfuß gehen.

Eia, popeia, was raschelt im Stroh?

Die Gänse gehen barfuß und haben keine Schuh.

Trübsal blasen.

Der Gänsehirt

Ein junger Mann in brauner Jacke und grauen Hosen sitzt ohne Kopfbedeckung am Stamm eines Baumes, dem Meere nah, in der typischen Haltung des Melancholikers. Der rechte Arm ist dem angehobenen Knie aufgestützt, dadurch neigt sich der Kopf. Vor ihm laufen sechs eifrig pickende Gänse mit gestreckten Hälsen hin und her. Sie entsprechen nicht ganz dem Bild von Gänsen, sind schmaler und haben graues Gefieder, ähneln also mehr Wildgänsen, sind aber wegen ihrer Zutraulichkeit eindeutig zuzuordnen.

Die Symbolik des in sich versunkenen traurigen Menschen findet sich auch bei Dürer. Hier ist eines der vier Temperamente dargestellt.



Vor dem Wind ist gut segeln.

Mit vollen Segeln fahren.

Etwas nicht aus den Augen lassen.

Sein Schiff nach dem Winde richten.

Er hat ein Auge im Segel.

Der glückliche Fischer

Ein Boot unter vollem Segel fährt in ruhiger Fahrt aus dem Hafen, der jenseits des Bildes in der Nähe des Galgens liegen muss. Ein Fischer navigiert sein Steuerruder, der rechte Arm aber zeigt ausgestreckt auf das lodernde Feuer, nicht etwa auf das Auge im Segel, denn der Mann sitzt seitlich, während sein Kahn geradeaus fährt. Das Auge im Segel ist ein Augapfel ohne anatomische Zugehörigkeit (anders als beim Auge in der Schere). Das Bild atmet Ruhe, Zuversicht, positives Lebensgefühl. Es ist eine der wenigen Szenen mit optimistischer Ausstrahlung.